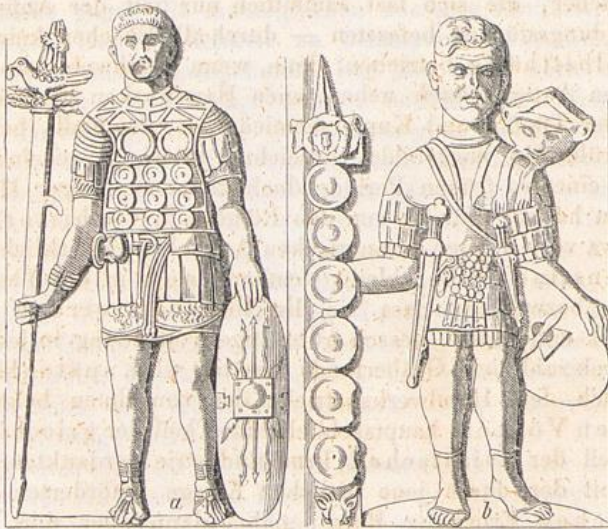


leicht urthümlich eigene Geltung wohl noch um so weniger dauernd in Anspruch zu nehmen, als sich die Römer bei dem ihnen angestammten Pantheismus bereits seit sehr früher Zeit den ihnen aus der Fremde entgegen getragenen Cultussystemen williger überliessen oder doch diese mit ihrem Cultussysteme zu einem

Fig. 18.



wirren Mischkultus zusammen warfen. Einmal auf Grund einer solchen Göttervermischung, dann aber und gerade vorzugsweise in Rücksicht auf die hier dadurch zu Gunsten der üppigsten, mittelasiatischen und aegyptischen Culte immer weiter getriebenen Negation jegliches wahrhaften Glaubens überhaupt steht denn hinsichtlich jener Insignien wohl zu vermuthen, dass sie sich mehr und mehr unter den reichen Ornaten der mit diesen Culten nach Rom eingewanderten Priester entweder zum Theil oder in der That gänzlich verloren. —

Das Geräth.

Die Ausbildung des geräthschaftlichen Komforts ging mit der Entwicklung der Kleidung Hand in Hand. Indess vielleicht gerade auf diesem Gebiete dürfte schon eher, als in der Bekleidung, ein unmittelbarer Einfluss der bereits seit unvordenklicher Zeit zu besonderer Blüthe gelangten industriellen Bethätigung der

alten Etrusker¹ zur Geltung gekommen sein. Es lässt sich dies wenigstens um so gewisser annehmen, als die Römer mit Ausnahme weniger Gewerke — so des bei ihnen vermuthlich seit ältestem Datum selbst innungsweise gebundenen Tuchmachergewerks, des sogenannten „*Collegium textorum pannii*“, dann des Gewerkes der Walker, „*Fullonia*“, der Färber, der Gerber und Schuhmacher, die sich fast sämmtlich nur mit der Anfertigung von Kleidungsstücken befassten — durch alle Epochen kein Handwerk selbstthätig betrieben; denn, wenn gleichwohl von einigen römischen Autoren auch neben jenen Handwerken noch die Gewerke der Töpfer und Kupferschmiede als gleichfalls bei ihnen schon frühzeitig ausgebildet bezeichnet werden, scheinen sich diese in einer so frühen Periode doch kaum zu einiger Höhe erhoben zu haben. Für die von den Römern in vorhistorischer Zeit etwa verwendeten mannigfachen Artikel einer wirklich höheren Kunstindustrie, bleibt demnach auch in der That nicht wohl zu bezweifeln, dass sie dieselben dem etruskischen Handwerk entlehnten, dessen frühzeitige Vollendung in jedwedem Stoff durch zahlreiche Gräberfunde bestätigt wird, später hingegen vornämlich dem Handwerksbetriebe der von ihnen bekämpften östlichen Völker, hauptsächlich zum Theil der griechischen, zum Theil der asiatischen Prachtindustrie verdankten. Hiernach, mit der durch jene östlichen Kriege beförderten grossstädtischen Erhebung Roms, nahm dann aber dort solcher Luxus sehr bald Ueberhand. Zudem waren eben seit diesen Kämpfen, gerade zu Gunsten der Steigerung solches Aufwandes, aus dem Osten zahlreich geschickte Handwerker, darunter hauptsächlich Griechen, nach Rom übersiedelt, so dass denn den Römern die früher wohl nur durch den Handel zu ihnen gelangten Gegenstände der Art sofort am Orte selbst dargeboten wurden. Bei der allmähig zum Aeussersten hin geschraubten, oft renommistischen Geldverschleuderung mochte indess allerdings dann auch dieser Umstand durchaus nicht hindern, dass die Vornehmeren noch fernerhin dergleichen Luxusartikel, obschon mit bei weit enormeren Kostenaufwande, durch den überseeischen Handel erwarben. —

Der hierauf bezügliche Umschwung altrömischen Sinnes äusserte sich verhältnissmässig am frühesten, um das Jahr 290 vor Chr., in einem Prunken mit silbernem Tafelgeschirr. Obschon dies zunächst, wie nicht zu bezweifeln ist, nur ziemlich schüchtern und

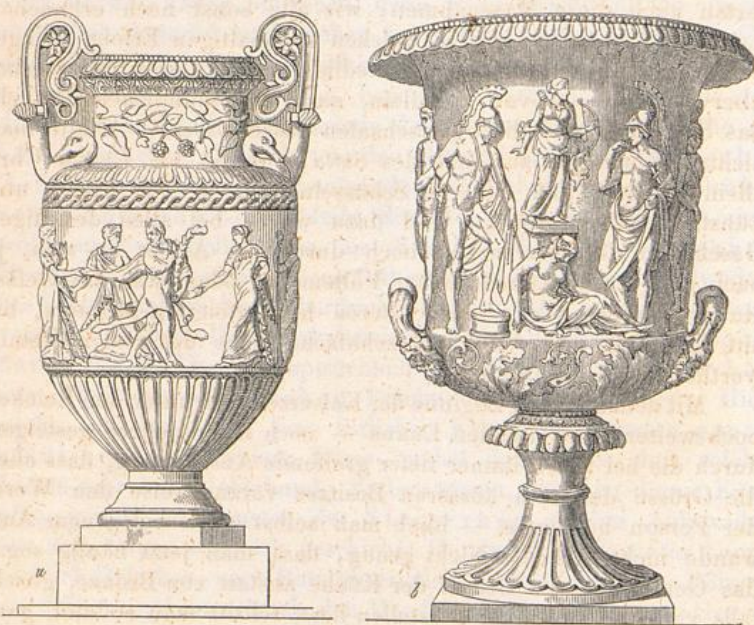
¹ S. das Nähere darüber in H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. II. S. 1268 ff.; S. 1277 ff.

vereinzelt auftrat, fiel es der immer noch strengen Staatsverwaltung doch gleich in so bedrohlicher Weise auf, dass letztere der weiteren Verbreitung dieser Entartung noch in demselben Jahr und nicht lange nachher, so um das Jahr 277, durch strenge Maassnahmen Schranken zu setzen suchte. Indess wie nun einmal seit der beredten Epoche das römische Wesen sich überhaupt nicht mehr gegen die mannigfachen äusseren Einflüsse in seiner nüchternen Ursprünglichkeit zu behaupten vermochte, blieben fortan auch diese Maassnahmen, wie alle sonst noch erlassenen Luxusverbote, ohne irgend welchen nachhaltigen Erfolg. Ungeachtet der Strenge mit der die Aedilen gerade dieses Silberverbot überwachten — wovon sie allein, nach alterthümlichem Brauch, das Salzgefäss und die Opferschaalen ausschlossen — zählte man nichtsdestoweniger zur Zeit des *Sulla*, von 83 bis 79 vor Chr., allein in Rom 150 silberne Schüsseln von je 100 Pfund und künstlicher Ausstattung. Und dazu wurde bei allen derartigen Geschirren die Kostbarkeit noch durch die Arbeit an sich, ja nach dem Grade künstlerischer Vollendung oder, war das Gefäss ein gepriesenes Werk eines älteren hochgefeierten Meisters, bis auf die zeh- und selbst achtzehnfache Höhe des realen Metallwerths hinaufgeschraubt.

Mit dem seit dem Beginne der Kaiserzeit sich unter den Reichen noch weiter verbreitenden Luxus — noch insbesondere gesteigert durch die bei ihnen immer tiefer greifende Anschauung, dass eben die Grösse des rein äusseren Besitzes vorzugsweise den Werth der Person bestimme — blieb man selbst auch bei jenem Aufwande nicht stehen. Nicht genug, dass man jetzt häufig sogar das Geräth für den Bedarf der Küche anstatt von Bronze, gleichfalls von starkem Silber herstellen liess, schritt man sodann, ganz dieser Steigerung gemäss, zu der Anwendung ganz goldener Tafelgeschirre und goldener reich mit Gemmen besetzter Gefässe. Auch nahm wieder hiernach ein solcher höchster Aufwand alsbald einen derartig bedenklichen Umfang, dass schon *Tiberius* dagegen gesetzlich einschritt. Doch blieb nun auch dies, wie gesagt, ohne einige Wirkung und zwar für die Folge noch um so weniger bindend, als vorzugsweise die späteren Imperatoren, höchstens mit Ausnahme einiger der sparsameren, gerade in der Verschwendung dieses Metalls vielfältig das Beispiel niedersten Uebermuths gaben. So unter anderen wird von der eitelen *Poppaea*, der Gemahlin des *Nerö*, ausdrücklich erzählt, dass sie die Maulthiere ihrer kostbaren Wägen durchgängig mit goldenen Hufnägeln beschlagen liess. —

Für den noch sonst mit anderweitigen Geschirren in dem entsprechenden Grade gesteigerten Prunk zeugen dann nicht sowohl zahlreiche Schriftstellerberichte, sondern zugleich auch noch eine namhafte Menge wohlhaltener Gefässe, die je nach dem Zweck entweder aus edelen Steinen und farbigem Glase, oder, und so oft in beträchtlicher Grösse, aus Alabaster, aus

Fig. 19.

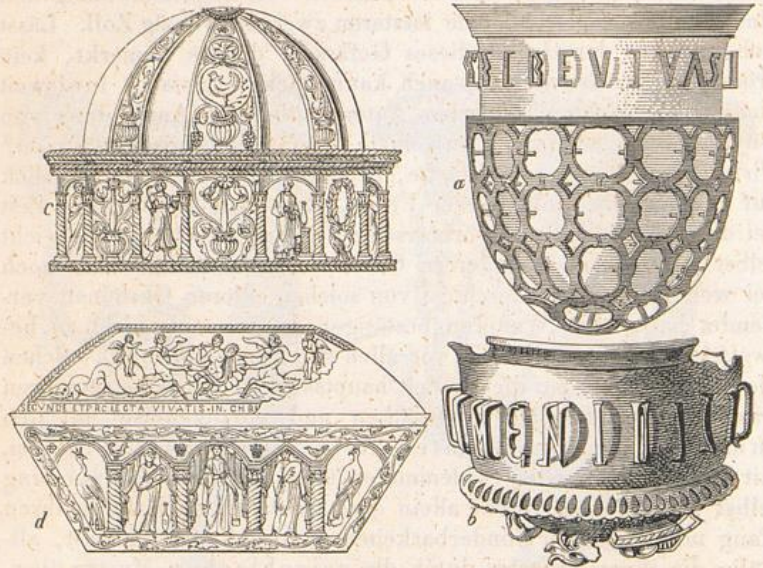


Marmor, Granit u. s. w. mehr oder minder kunstvoll hergestellt sind. Diese Geschirre, insbesondere die letzteren, bewegen sich in allen nur möglichen Formen von der nur einfachen flachen und tiefen Wanne bis zu der mit Fuss versehenen und fusslosen Schale, und wieder von dieser bis zu der aber in sich vielfach abwechselnden weit ausbauchenden „Urne“ und der mehr kelchförmigen, zwiefach gehenkelt „Vase“ (vergl. Fig. 19 a-b). Ohne hier auf eine Darstellung aller dieser vorhandenen Gefässe näher eingehen zu können, mag es (auch hinsichtlich jener aus edlerem Gestein und Glas gefertigten) beispielsweise genügen, die kostbarsten von ihnen hervorzuheben. Dahin gehört vor allen, nächst mancherlei kleinen aus Onyx (zum Theil in stark erhobenem Re-

lief von figürlicher Composition) geschnittenen, flaschenähnlich gestalteten „Balsamarien“, eine gegenwärtig in Wien aufbewahrte, prachtvolle Schale aus einem Stücke Achat. Dieselbe ist mit zwei zierlichen Henkeln versehen und hat, als das grösste aller bis jetzt bekannten antiken Gefässe aus einem derartigen Gestein, bei einer Tiefe von vier einem halben Zoll, einen Durchmesser mit Einschluss ihrer Handhaben von achtundzwanzig und einem halben Zoll; ohne die letzteren zweiundzwanzig Zoll. Lässt sich nun aus der Grösse dieses Gefässes, da wie bemerkt, kein grösseres der Art existirt, auch kaum mehr ermessen, inwieweit einigen Nachrichten römischer Autoren über die Anwendung von Onyxgefässen sogar bis zu einem Umfange „chiischer Fässer“ wirklich zu trauen sein dürfte, liegt es doch eben im Hinblick auf jene Schale wohl ausser Frage, dass man in jüngerer Zeit bei der im Allgemeinen vorherrschenden Prunksucht, ja vielleicht selbst mitunter zum niederern Gebrauch, wohl in der That noch bei weitem grössere Geschirre von solchen edleren Gesteinen verwendet habe. Im Weiteren bestätigen dagegen, als nicht zu bezweifeln, zahlreiche Notizen vor allen den Prachtaufwand, welchen die Römer eben zu dieser Zeit hauptsächlich mit allen zu ihren Gastereien erforderlichen Geräthen und vorzugsweise mit den zum Trinken bestimmten Gefässen betrieben. Hierbei, mit ihrer zunehmenden Schlemmerei, überstieg die Verschwendung selbst jede Grenze. Nicht allein dass sie dafür, auch durch ihren Hang mit kostbaren Sonderbarkeiten zu prunken veranlasst, allmählig die ihnen zunächst durch die griechischen Muster überkommenen reinen und schönen Formen gegen die schwereren und barocken Gestalten mittelasiatischer Gefässbildnerei aufgaben, verschleuderten sie für völlig kunstlose Geschirre, sobald diese nur den Stempel der Seltenheit trugen, wie namentlich für die seit *Pompejus* nach Rom eingeführten „*Murrhina*“, die grössten Summen. Nur als ein Beispiel für den Grad dieses Luxus sei der sicheren Angabe des *Plinius* gedacht, zufolge welcher der Consul *Titus Petronius* und *Nero* für einen Trinkbecher aus diesem Stoff nicht weniger als volle dreihundert Talente, etwa 300,000 Thaler bezahlten. Selbstverständlich erstreckte sich dann solcher Aufwand bei allen aus geringerem Material, als ganz vorzüglich bei den entweder aus weissem oder aus farbigem Glase beschafften Gefässen noch um so entschiedener auf eine kunstvolle Behandlung. So legen auch von der bis zu dieser Epoche wahrscheinlich zumeist von alexandrinischen Künstlern aufs Höchste getriebenen Vollendung der Glasarbeit ausser vielen Fragmenten farbiger Glasflüsse

und mehr oder minder erhaltenen prachtvollen Geschirren einerseits die gleich einer kostbaren Kamee reich behandelte „Portlandvase“ in London, anderseits (in mehreren Exemplaren) zierliche gleichsam durchbrochene Glasbecherchen, die „diatreta“, (Fig. 20 a-b) glänzendes Zeugnis ab. —

Fig. 20.

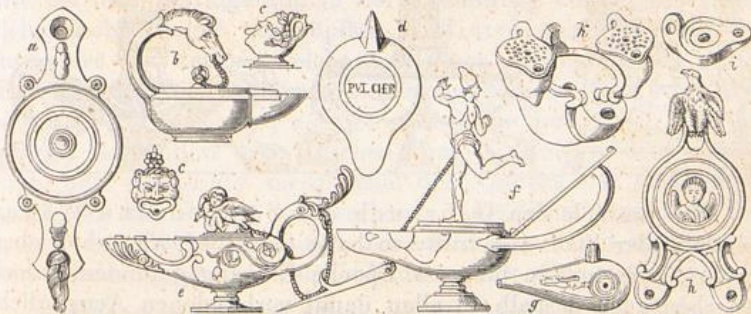


Natürlich war hinter dem eben geschilderten Luxus der Aufwand in jeglichem Gegenstand des Komforts, sei dieser für die Innenausstattung des Hauses oder für das Aussenleben bestimmt, in keiner Weise zurückgeblieben.¹ Auch hierbei hatte derselbe alsbald seine Herrschaft im weitesten Umfang über jedwedes einzelne Geräth und zwar von dem kleinsten, unscheinbarsten Behälter — wie dafür ein in Silber getriebenes Kästchen aus dem vierten Jahrhundert ein Beispiel gewährt² (Fig 20 c-d) — bis zu den Zimmermobilen und den späterhin allgemeiner gebräuchlichen Tragesänften und Stadtfuhrwerken durchaus gleichmässig gewonnen. Während man es sich ehemals für den Bedarf des aller-

¹ Vgl. H. Weiss, *Kostümkunde. Handbuch u. s. w.* (II.) S. 1298 und die dort mitgetheilten Abbildungen. — ² Zuerst vollständig edirt von S. D'Agincourt. *Denkmäler der Sculptur* Taf. IX; vergl. dazu A. Böttiger, *Sabina. Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.* Leipzig. 1806. I. S. 61 ff. Taf. III u. IV.

dings nur geringeren Verkehres im Hause an nur sehr wenigen und wohl im Allgemeinen ziemlich kunstlosen Mobilien genügen liess, waren seit den orientalischen Kriegen die mannichfaltigst gestalteten Sessel und Stühle, reich mit Kissen versehene Speiseläger, verschiedene Arten von Untergestellen und Tischen, mit Doppelthüren ausgestattete Schränke, grössere und kleinere Koffer, Laden und Kisten — und dies Alles, sammt zahlreichen Apparaten für die Beleuchtung, Heizung und ähnliche Zwecke, von kostbaren Stoffen und möglichst reich ornamentirt gewissermassen stehendes Bedürfniss geworden. Hinsichtlich des dazu verwendeten Materials gab man vornämlich, abgesehen von der Bronze, den edelen Metallen und seltenen Hölzern den Vorzug; in der Art und Weise der Ornamentirung liebte man insbesondere theils stark erhobene entweder gegossene oder kunstvoll skulptirte, theils flachbelassene, eingelegte Zierden von Silber, Gold, Elfenbein, Schildpad und farbigem Holzwerk. Nächstdem erreichte die Verschwendung auch hier, völlig jenem Gefässaufwande entsprechend, hauptsächlich in der Beschaffung aller der zu Gastereien erforderlichen Geräthe, der Speiseläger und Tische, den äussersten Grad, wie denn unter anderen abermals *Plinius* erzählt, dass *Cicero* (der jedoch nicht zu den Reichsten zählte) für einen eben nicht umfangreichen Tisch

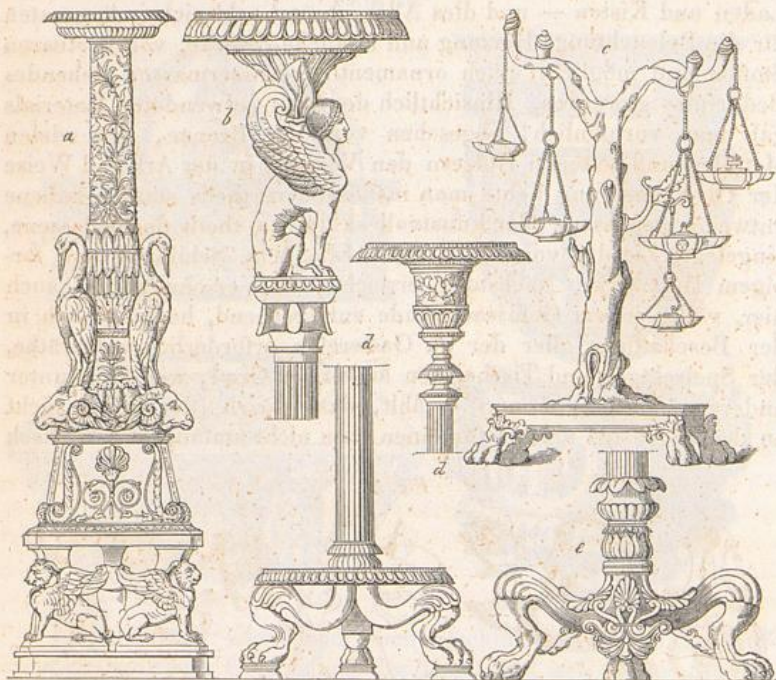
Fig. 21.



aus einem Stamme des sogenannten „Citrus“, einer im nördlichen Afrika heimischen Cypresse, eine Million Sesterzen, ohngefähr 71,500 Thaler ausgab, während der reichere Seneka aber allein nicht weniger als 500 Trinktischchen besass. — Wohl wesentlich mit aus dem Grunde, da das Beleuchtungsgeräth mit zu den bei Trinkgelagen unentbehrlichen Apparaten gehörte, wurde auch dies mit äusserstem Aufwand beschafft. Hierzu bot sich dann nicht sowohl das Oelgefässchen oder vielmehr die Lampe

selbst (*Fig. 21 a-k*), als zugleich deren Untersätzständer dar. Letzterer erhielt somit denn wohl sicher schon früh, höchstwahrscheinlich zunächst nach etruskischem Muster, eine selbständige Durchbildung zum Candelaber (*Fig. 22 a-e*).

Fig. 22.



Was endlich den Gebrauch der Sänften und Wägen innerhalb der Stadt anbelangt, so hatte derselbe, wie schon oben berührt, zwar erst in jüngerer Epoche Eingang gefunden, jedoch nun eben auch deshalb in allen damit verbundenen Aeusserlichkeiten der Verschwendung von vorn herein ein treffliches Mittel gewährt. Dies war dann wieder am frühesten mit den direkt von den Asiaten entlehnten Sänften der Fall, die ja schon bei diesen bereits seit ältestem Datum zum kostbaren Prunkgeräthe entwickelt waren. Der allgemeineren Verbreitung städtischer Wägen wurde dagegen noch längere Zeit hindurch, auch noch unter den ausgearteten Kaisern, mit wiederholten Verboten entgegen gewirkt. Indess, wenn gleichwohl in Folge dieser Verbote, die den Gebrauch der Wägen als Ehrenvorrecht einzelner höchstge-

stellten Beamten bezweckten, die privatliche Anwendung von Fuhrwerken gewissermassen zurückgehalten ward, geht doch schon selbst aus diesen Erlassen hervor, dass solche trotzdem daneben nie gänzlich aufhörte. Vielleicht dürften sich ausserdem diese Gesetze auch überhaupt nur auf einzelne Arten von Wägen, die eben allein nur jenen Beamten zustanden, jedoch nicht auf alle Fuhrwerke ausgedehnt haben.

Wie dem auch sei, steht mindestens so viel fest, dass sich die vornehmen Römer der Kaiserzeit, nachdem die Verweichlichung unter den höheren Ständen dergestalt gleichsam zur Mode geworden war, dass man die Schwäche geradezu affektirte,¹ verschiedener zwei- und vierrädiger Wägen bedienten, die sie hauptsächlich einestheils von den Griechen, andertheils von den Britanniern und Galliern aufnahmen. Im Uebrigen aber wird von spätrömischen Autoren zugleich der ganz ausnehmende Aufwand bestätigt, den die Reichen mit ihren städtischen Fuhrwerken, die sie mit Gold und Elfenbein auslegen liessen, und mit den Pferden sammt deren Aufschirrung betrieben; auch heisst es von der üppigen Verschwendung des *Nero*, dass seine Wägen noch vielfach mit den schönsten und seltensten Edelsteinen ausgeschmückt waren. —

Selbstverständlich äusserte sich der Luxus noch unbegrenzter, wie bei dem Privatgeräth, in der Ausstattung der mit dem staatlichen Leben enger verknüpften, officiellen Geräthe; so vorzugsweise bei denen, welche seit *Cäsar* wesentlich mit zu den Herrscherinsignien gehörten. Demnach erfuhr wohl vor allen, und zwar wie es scheint, namentlich seit der Herrschaft *Diocletians*, als des Begründers orientalischer Pompes, der „goldene“ Thronstuhl oder die „*Sella aurea*“ eine dem Ganzen der äusseren Erscheinung des Kaisers entsprechende, möglichst prunkvolle Umgestaltung. Höchst wahrscheinlich stand aber damit zugleich eine nun wiederum demgemässe Umbildung auch aller geräthlichen Ab-

¹ „Sehr oft strengten Weichlinge sich nicht einmal so weit an, als nöthig war, um an die Tafel oder Sänfte zu gehen, sondern sie liessen sich mit ihren Polstern an die eine oder in die andere tragen. Wenn sie sich aber entschlossen, ihre Füsse zu brauchen, so stützten sie sich immer auf einige Sklaven, und andere mussten vor ihnen hergehen und ihnen zurufen, dass jetzt eine kleine Erhöhung oder eine kleine Vertiefung komme, weil es den Herren zu mühsam war, ihre eigenen Augen zu brauchen. Seneca spottet eines Weichlings, der, als er aus dem Bade in die Sänfte getragen war, seine Sklaven fragte, ob er schon sitze? so sehr hatte dieser das Bewusstsein seines Zustandes verloren, oder nahm wenigstens die Miene einer solchen Vergessenheit seiner selbst an“: C. Meiners. Geschichte des Verfalls der Sitten u. s. w. S. 157 ff.

Abzeichen der Magistrate und zwar so wohl wieder zunächst der diese seit Alters auszeichnenden Ehrensitze in engster Verbindung. Dies war sodann ohne Zweifel bei jenem Sessel der höchsten Würdenträger, der „*Sella curulis*“ — auch ohne deren traditionell festgestellte Beschaffenheit eines vorherrschend aus Elfenbein gefertigten Klappstuhls irgend wie aufzugeben (Fig. 23) — ornamental im weitesten Sinne der Fall (vgl. unten), wogegen nun wohl die Sitze der niederen Beamten,

Fig. 23.

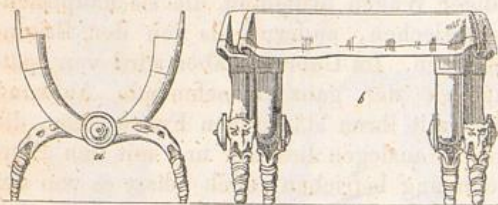
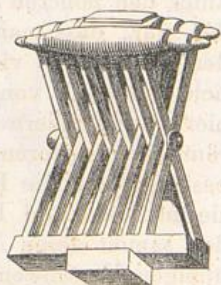


Fig. 24.



die an und für sich nur in dem „*Subsellium*“ bestanden, auch ferner, obschon ebenfalls nicht ohne Veränderung, die Form eines einfacheren „*Faldistorium*“ bewahrten (vergl. Fig. 24).

Nächst solchem im Grunde genommen noch immerhin durch die verschiedenen Grade der amtlichen Würde bestimmter bemessenen officiellen Aufwand, erreichte derselbe dann seinen Höhenpunkt, ja bis zu der äussersten Grenze planloser Verschwendung, in allen für die vom Staate gegebenen Feste (als für die Triumphe, für Spiele und Leichenfeiern) hergestellten dekorativen Mittel, wie dass denn nicht selten selbst einzelne dieser Schaustücke, die man gewöhnlich im Uebermaasse beschaffte, so unter anderen reich ausgestattete Wagen, kostbare Wandelgestelle u. dergl., allein schon ganz immense Summen verschlangen.¹ —

Am wenigsten dürften von der seit der jüngeren Epoche so allgemein überhand genommenen Vergeudung, namentlich aber unter den spätern Kaisern, diejenigen Geräthe nachhaltig berührt worden sein, welche, wie die zahlreichen Apparate für die Erhaltung der städtischen Sicherheit — wozu seit *Trajan* die Löschanapparate gehörten —, und wie das im Uebrigen umfassende

¹ Mehrere diesen Gegenstand betreffende interessante Notizen siehe bei G. Semper. Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten u. s. w. Frankf. a. M. 1860 I, S. 289 ff.; vergl. H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch. (II) S. 1133 ff.

Kriegsgeräth, wesentlich nur dem Nützlichkeitszwecke dienend. Auf alle diese Geräthe scheint man in der That verhältnissmässig kaum mehr verwendet zu haben, als gerade der Drang der Umstände nöthig machte. Auch ist es gewiss, dass die doch ganz für den Krieg geschaffenen Römer ihren Kriegsapparat vorzugsweise erst von den Griechen entlehnten, ohne ihn irgend bedeutend selbstthätig zu fördern. Diese allerdings auffallenden Bezüge finden indess auch wiederum ihre Erklärung in dem bereits tief gesunkenen Geist dieser Zeit, aus welchem heraus sich auch bei den vornehmsten Römern und ganz insbesondere bei den Kaisern selbst, völlig im Gegensatze zu ihrer Verschwendung, die niedrigste Habsucht, Gewinnsucht und Knauserei, bis zur Filzigkeit hin ausgebildet hatte und eben diese nun da oft am schroffsten auftrat, wo sie am wenigsten hätte statt haben sollen.¹ Ja man vergeudete jetzt überhaupt nur noch vorherrschend im Interesse der eigenen Person, sei es zur Befriedigung politischer Zwecke oder zum blossen Genügen der Eitelkeit, ohne sich auch nur im mindesten um das Wohl oder Wehe des Staates und Volkes zu kümmern. Indem man so einerseits freilich kaum Anstand nahm, für die Begehung einzelner festlichen Spiele und die pomphafte Ausstattung kultlicher Feiern selbst den Ertrag von Provinzen auf einmal zu opfern, erhielt die seit lange in alle Stände gleichmässig tief eingedrungene Verkommenheit zwar eine Tünche, jedoch nur um so schneller den weitesten Raum.

In Mitten des haltlosen Zustands der römischen Welt, für welchen der Wust der zahlreich nach Rom übertragenen, ja auch schon entarteten orientalischen Kulte keine Hoffnung auf Linderung zu geben vermöchte, hatte das Christenthum² seit seiner Verkündigung eine, bei aller Verschiedenheit der Individuen, innig verbundene Anhängerschaft gefunden. So mächtig indess

¹ Ch. Meiners. Geschichte des Verfalles der Sitten u. s. w. S. 182. —

² G. J. Plank. Geschichte der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung. Hannover. 1803 ff. 5 Bde. Derselbe. Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel. Göttingen 1818. A. Neander. Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. Hamburg 1832; Derselbe. Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Hamb. 1826—29. L. Gieseler. Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1824—1840. Zusammengefasste Darstellungen von K. Haase. Kirchengeschichte. Leipz. 1834. A. Christiani Geschichte des Christenthums u. s. w. Quedlinburg. 1835. C. Judae. Geschichte der christlichen Kirche. Berlin. 1838.

diese neue, christliche Lehre mit ihren rein versittlichenden Elementen, zunächst allerdings nur in diesem engeren Kreise, nach einer vollständigen Umwandlung zum Besseren hinstrebte, war sie doch nicht geeignet, etwa auch zugleich auf die äussere Form und Erscheinung des Lebens — auf das Kostüm — entscheidenden Einfluss zu üben. Solches war weder in ihrem Wesen begründet, noch hätte es, stellte das Christenthum wirklich die Forderung, bei dessen noch schwankem Verhältniss zum Heidenthum schon jetzt zu ersichtlicher Geltung gelangen können. Einmal war diese Lehre ja überhaupt kein Ausfluss des allgemeinen römischen Geistes, sondern gleich den vielen anderen Religionen vom Orient aus zum römischen Volke gedrungen, dann aber auch hatten sich ihre wahren Bekenner ja nicht nur allmähig, vielmehr noch im unausgesetzten eigenen innern Kampf mit den Elementen des alten heimischen Glaubens heranbilden müssen. Und dazu kam noch, dass von der Bevölkerung Roms (und dies gilt für alle anderweitigen Gemeinden) sich keineswegs sofort die vornehmen Stände, welche doch eben ausschliesslich den Ton angaben, dagegen hauptsächlich nur die von diesen bedrückten, niederen Schichten zum christlichen Glauben bekannten; und endlich dass später, als auch von den höheren Ständen viele zu jener Gemeinschaft getreten waren, diese unter dem harten Druck der Verfolgung; mit dem man sie bald von allen Seiten bedrohte, selbstverständlich jedes besondere Mittel, das sie kennzeichnete, sorgsam vermeiden

Fig. 25.



musste. Hiernach, und namentlich mit auf Grund solcher Bedrängniss, sahen sich die Christen während dieser Epoche hauptsächlich nur zu der Ausbildung ihnen bewusster (Erkennungs-) Zeichen oder Symbole¹ veranlasst. In stetem Bezug auf den Mittelpunkt ihres Glaubens, auf die Wesenheit des Heilandes

¹ S. darüber bes. F. Münter. Sinnbilder u. Kunstvorstellungen der alten Christen. Altona 1825. (Helmsdörfer) Christliche Kunstsymbolik u. Ikonographie. Frankf. a. M. 1839. M. Didron. Iconographie chrétienne etc. Paris 1845; Derselbe; P. Durand. Manuel d'iconographie chrétienne etc. Paris 1845. J. Guénebauld. Dictionnaire iconographique. Paris 1845. F. Piper. Mythologie und Symbolik der christl. Kunst von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrhundert. Bd. I. Weimar 1847; Derselbe. Ueber den christlichen Bilderkreis. Berlin 1852. Dazu die folgenden von den Katakomben handelnden Werke.

selbst, bestimmten sie dazu denn vor allem das Kreuz; daneben, in wechselnder Stellung das Monogramm Christi (*Fig. 25*) und ausser noch mancherlei sittlichen Abstraktionen, als der Darstellung des guten Hirten u. a., den an den Namen „Christus“ (*Χριστός*) erinnernden „Fisch“ (*ΙΧΘΥΣ*)“. Im Uebrigen aber blieben sie, wie gesagt, in allem Aeusseren der Oeffentlichkeit gegenüber der allgemein üblichen Sitté möglichst getreu. Nächstdem auch hatte und vermuthlich schon früh, sicher bereits bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts, das Christenthum mannigfache Anhänger gefunden, denen es eben mehr um die Neuheit des Kultus oder um etwa damit verbundene Vortheile, jedoch durchaus nicht um freiwillige Entsagung ihrer sonst üppigen Lebensweise zu thun war. —

Die nähere Bestätigung nun für solches Verhalten liefern nicht sowohl mehre gleichzeitige Autoren, von denen selbst einige dem Christenthum angehörten, als vorzugsweise auch eine namhafte Zahl frühchristlicher Monumente in Bild und Skulptur, die man in den ersten Begräbnisstätten der Christen — den Katakomben von Rom und Neapel¹ — entdeckte. So weit diese Reste wohl gleichfalls noch diesem hier in Rede stehenden Zeitraume entstammen möchten,² zeigen dieselben zunächst in Hinsicht der Tracht, dass letztere durchgängig und zwar bei beiden Geschlechtern, ja ohne irgend welche Besonderheit, durchaus nur in jener während dieser Epoche in Rom überhaupt ge-

¹ Nächst den älteren Werken von A. Bosio, *Roma sotteranea etc.* Roma 1650. P. Aringhi, *Roma subterranea* (auch „nach dem Italienischen von Chr. Baumann. Arnheim 1668“), und den Auszügen daraus bei Seroux D'Agincourt, *Sammlung von Denkmälern der Architektur, Sculptur und Malerei etc.* Revidirt von A. F. v. Quast. Frankfurt a. M., 3 Bd., s. vorzugsweise C. F. Bellermann, *Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten und besonders die Katakomben zu Neapel und ihre Wandgemälde etc.* M. 12 Tafeln. Hamb. 1839 und das Prachtwerk von L. Perret, *Catacombes de Rome. Architecture, peintures murales, inscriptions, figures et symboles etc. des cimétiers des premiers chrétiens etc.* sous la direction d'une commission composée de M. M. Ampère, Ingres, Mérimée, Vitet. Paris 1853, 5 Bde. Fol. Das Werk von G. M(archi), *Monumenti delle arti cristiane primitive nella metropoli del cristianesimo.* Roma 1844 ff. kenne ich nur in seinem architektonischen Theil; vergl. darüber die Beurtheilung im *Stuttgarter Kunstblatt.* Jahrgang 1848. S. 13 ff. — ² Obschon das früheste Datum auf Inschriften, die in den Katakomben gefunden sind, erst aus dem Jahre 150 oder gar 237 nach Chr., das jüngste dagegen aus dem Consulat des Kaisers Justinus (568) stammt, ist es doch unbezweifelt, dass der Gebrauch der Katakomben als gemeinschaftliche Begräbnisstätten und die Verehrung der Märtyrergräber daselbst schon im zweiten Jahrhundert begonnen hatte, ohne aber den Zeitpunkt bestimmen zu können, wie lange deren Benützung währte; vergl. F. Bellermann, *Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten.* S. 43 ff.; dazu Karl Schnaase, *Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter.* I. (Düsseldorf 1844) S. 57.

meinüblichen Kleidung bestand. Auch hier tritt vorherrschend die Anwendung eines meist langen, gewöhnlich mit längeren Ärmeln und Doppelstreifen ausgestatteten weiten Untergewandes¹ und die des schon früh an Stelle der Toga erwählten, bei weitem leichteren griechischen Umwurfs auf. Höchstens dürfte dabei, im Verhältniss zu früher (S. 6), ein Wechsel in dem Gebrauche dieser Gewänder — ob aber auch wirklich oder nur in den Bildern? — dergestalt zur Geltung gekommen sein, dass sich jetzt vorzüglich die Männer beider Kleider, die Weiber dagegen vornämlich (mit Ausschluss des Mantels) nur einer Tunica oder, wie häufiger ersichtlich, mehrerer (farbiger) Untergewänder bedienten (*Fig. 26 a-c*; vergl. *Fig. 11 a. b*). Wie dem indess sei und

Fig. 26.



ob nun auch auf einigen Wandbildern als Bekleidung der Männer, entsprechend den Weibern, gleichfalls ausschliesslich das Untergewand erscheint, dürfte dennoch bei ersteren jene Anwendung von Hemd und Mantel immerhin vorgeherrscht haben: Eine Bekleidung, die sich dann höchst wahrscheinlich gerade auch deshalb in der bildenden Kunst für die Gewandbehandlung heiliger Personen gewissermassen prototypisch erhielt (vergl.

¹ Wenn bei einzelnen Abbildungen, wie bei *Fig. 26 a b*, der Gürtel nicht über den Parallelstreifen fortläuft und es somit erscheint, als seien hier zwei Gewänder — eine Untertunica und ein darüber gezogener, vorn offener Kaftan — verbildlicht, so beruht dies wesentlich entweder auf der Nachlässigkeit der ursprünglichen Zeichnung oder, was wohl wahrscheinlicher ist, auf dem Missverständnis des heutigen Copisten dieser allerdings zum grösseren Theil kaum mehr erkennbaren Darstellungen. Wie es sich damit in Wirklichkeit verhielt, erhellt unter anderen deutlich aus *Fig. 11 a. b*.

Fig. 27 a-c).¹ Die sonst noch von den Christen getragenen Gewänder waren nun ebenfalls, wie gesagt, völlig gleichmässig wie bei den heidnischen Römern, somit bei den Männern — wofür auch noch anderweitige Bildwerke sprechen (Fig. 28) —, theils die schon erwähnten fremdländischen Schultermäntel (S. 14), theils die

Fig. 27.



von den östlichen Völkern entlehnten Beinkleider (S. 16), und so bei Weibern, ausser der beiden Geschlechtern gemeinsamen *Paenula*,² die bei den römischen Frauen im Allgemeinen üblichen Kleidungsstücke (S. 11). Dabei hing selbstverständlich wieder auch hier die mehr oder minder kostbare Ausstattung des Aeusseren je von dem Besitz und Belieben der Einzelnen ab, also dass wohl auch innerhalb der Gemeinde die niederen Stände durchaus in der ihnen eigenen verhältnissmässig dürftigen Bekleidungsweise (Fig. 29 a-d), die Reicheren in der ihnen eigenen Gewandung erschienen. In der Verzierungform der reicheren Gewänder herrschten, der allgemeinen Mode gemäss, ausser den schon berührten Parallelstreifen und einer zuweilen ziemlich brillanten

¹ Vgl. auch u. a. L. Perret. Catacombes. I. Pl. XXIX; III. Pl. LVIII.
— ² Derselbe. I. Pl. XXXIV.

Färbung, kleine buntfarbige Kreisornamente vor¹ (Fig. 30 a-c; vergl. Fig. 11c). Ueberhaupt aber erhielt sich auch unter den Christen

Fig. 28.



und insbesondere unter den christlichen Weibern der Kleiderluxus in einer Weise lebendig, dass diese deswegen von strenger gesinnten Schriftstellern des zweiten und dritten Jahrhunderts, wie namentlich von *Clemens von Alexandrien* und *Tertulian*, die schonungslosesten Rügen erfahren mussten.² So unter anderem ruft jener³ den Weibern zu: „dass sie, wofern ihr Körper verkauft werden sollte, nicht tausend attische Drachmen erlangen würden und daher, indem sie für ein einziges Kleid tausend Talente bezahlten, nun selbst beweisen, dass sie unnützer und wohlfeiler sind als die Kleider;“ und ferner, bezüglich ihres Aufwandes in Purpur,⁴ „ich schäme mich die Vergeudung so vieler Schätze, um die Scham zu bedecken, mit anzusehen.“ —

Fig. 29.



¹ Nach der Voraussetzung S. D'Agincourt's (Sculptur. Text zu Taf. IX. Fig. 7) wären die kreisförmigen Ornamente am untern Rande der Tunika in den ersten Jahrhunderten eine Auszeichnung der „Dapiferi“ und „Diakonissinnen“ gewesen. — ² Vergl. dazu die Auszüge bei D. J. Schotel. *Bijdrage tot de Geschiedenis der kerkelijke en wereldlijke Kleding*. 'Sgravenhage. 1856. Hoofdstuk IV. S. 58. Mehreres auch schon bei A. Böttiger. *Sabina*. Leipz. 1806. — ³ Clemens von Alexand. *Pädag.* II. 10 p. 205 A. — ⁴ Vgl. A. Schmidt. *Die griech. Papyrusurkunden der k. Bibliothek zu Berlin*. Berl. 1842. S. 175 ff.

Eben so wenig wie sich die Christengemeinde in der Tracht nach Aussen hin kennzeichnete, scheint sie auch, mindestens während dieser Epoche, für den rein kultlichen Zweck eine etwa bestimmte, liturgische Kleidung in Anspruch genommen zu haben.¹

Fig. 30.



¹ Aus der Reihe der über die Entwicklung der liturgischen Kleidung der Christen handelnden neuesten Werke sind hervorzuheben: Victor Gay. *Vêtements Sacerdotaux* (m. vielen Abbildgn.) in *Didron aine: Annales archéologiques* Paris 1844. I. S. 61 ff., II. S. 37, IV. S. 354, VI. S. 155, VII. S. 143, VIII. S. 64, XVII. S. 227, S. 348. J. Schotel. *Bydrage tot de Geschiedenis der kerkelijke en wereldlijke Kleeding*. 'Sgravenhage 1856. Hoofdstuk IV.: „De liturgische Kleederdragt der grieksche en romeinsche Kerk.“ F. Bock. *Gesch. der liturgischen Gewänder des Mittelalters oder Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung*. Bonn 1859. I. S. 413 ff. Dr. Heffele. *Die Kirchenbekleidungen in den ersten drei Jahrhunderten* (in der Zeitschrift: „Kirchenschmuck.“ Ein Archiv für weibliche Handarbeit. XII. Heft. December 1858.) Andere, zum Theil reich illustrierte Prachtwerke s. im folgenden Kapitel bei Besprechung der Ausbildung des geistlichen Ornats. Dagegen sind auch schon hier von den umfassenderen christlich-archäologischen Schriften zu nennen: J. C. W. Augusti. *Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie*. Leipzig 1817—1831. 12 Bde.; Derselbe. *Handbuch der christlichen Archäologie*. Ein neu geordneter und vielfach berichtigter Auszug aus den *Denkwürdigkeiten der christl. Archäologie*. Leipzig 1836. 3 Bde. C. Schöne. *Geschichtsforschungen über die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen der Christen*. Berlin 1819—1822. 3 Bde. m. Kpfrn. A. J. Binterim. *Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche aus den*

Zwar war bereits bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts auch selbst in dieser Gemeinde, in welcher anfänglich jedweder gleichberechtigt als Priester galt, eine Gliederung zu besonderen Rangstufen — als Bischof, Presbyter, Metropolit u. s. w. — und schon nicht selten mit herber Anmasslichkeit unerfreulich in den Vordergrund getreten,¹ doch blieb dies einstweilen nur auf das persönliche Ansehen, ohne entsprechende Aeusserungsform, beschränkt. Alles was sich bezüglich auf dieses Verhalten für die Kleidung etwa annehmen liesse, wäre, dass wenn zufällig solche Erwählten gerade mit zu den Vornehmen und Reicheren zählten, sie allerdings demgemäss reicher gekleidet waren und dass man wohl die so einmal von diesen benutzten (Profan-) Gewänder, gleichsam als sanctionirt, auf deren Nachfolger dauernder übertrug. Vielleicht auch, dass schon Einzelne aus der Gemeinde, derselben etwa für die Ausstattung des Vorstands ähnliche Kleider als Geschenk überwiesen. In jedem dieser vermeintlichen Fälle indess würden alle diese geistlichen Kleider doch nicht von den auch sonst bei den vornehmen Römern allgemein üblichen Mode- und Prachtgewändern irgend wie verschieden gewesen sein. — Ein Gleiches gilt für die in dem christlichen Kultus beider Ausübung gewisser Ceremonien vorherrschende Anwendung von weissen Gewändern. Und wenn ausdrücklich berichtet wird, dass sich die Christen bei der Taufe und zur Bekleidung der Täuflinge nach dem Taufakte vorzugsweise nur solcher Kleider bedienen,² kann ja auch dies schon allein aus dem Grunde, dass auch das heidnische Feierkleid von derselben Beschaffenheit war, ebenfalls nicht als eine etwa erst durch sie herbeigeführte, christliche Anordnung gelten. Was eine derartige, festere Regel betrifft, so wurde diese wohl überhaupt nur allmählig und höchst wahrscheinlich kaum eher ins Auge gefasst, bevor nicht das Christenthum eine völlig gesicherte, unangreifbare Stellung gewonnen hatte. Dies aber war erst mit *Theodosius dem Grossen*, seit 380, wirklich der Fall. Auch dürfte selbst hiernach die Bildung des Priesterornats wenigstens bis zu derjenigen Vollständigkeit, in welcher derselbe dann bis zur Reformation bei allen christlichen Priestern fortbestand, nicht vor dem Ende des sechsten

ersten, mittlern und letzten Zeiten. Mainz 1821—1825. 5 Bde. F. H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. M. 2 lithogr. Tafeln. Berl. 1830. W. Siegel. Handbuch der christlich-kirchlichen Alterthümer. Leipzig 1835. Noch weitere, theils monographische Hilfsmittel s. im Verfolg.

¹ Vergl. J. C. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Auszug) I. S. 177. — ² H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. S. 306 not. 2. J. C. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Auszug) II. 415.

oder dem Anfang des siebenten Jahrhunderts zu Stande gekommen sein. —

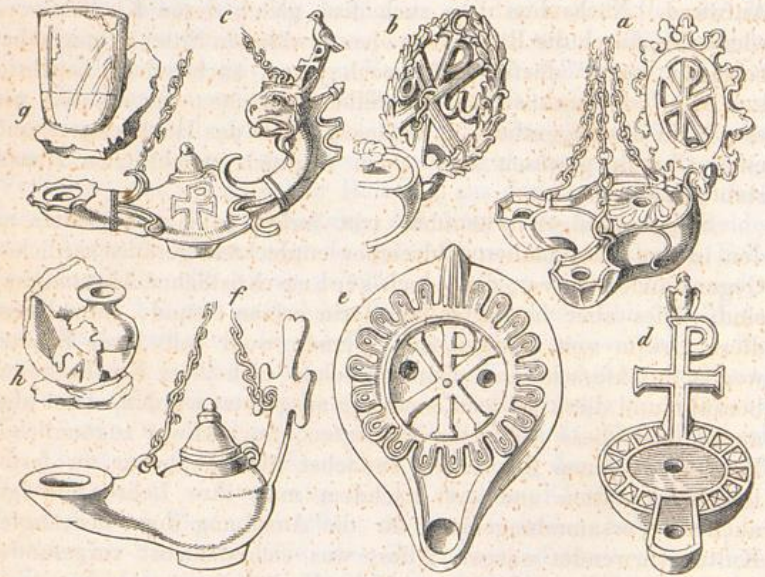
In durchaus gleichem Verhältniss wie die Tracht, blieb schliesslich auch das Geräth während dieser Epoche von jedem Einflusse des Christenthums unberührt. Auch hierbei befolgten die Christen mit wenigen Ausnahmen einiger Asketen, die ihres Reichthums entsagten, je nach Vermögen den allgemein herrschenden Aufwand. Nächst dem dass auch dies, gleich deren Kleiderluxus, wiederum durch die Rügen der oben erwähnten Sittenrichter näher bestätigt wird,¹ dürfte dafür noch jenes, auch schon berührte, kostbare Toilettenkästchen von Silber (*Fig. 20 c-d*), da dies wie es scheint das Eigenthum, ja vielleicht selbst das Hochzeitgeschenk einer Christin gewesen ist,² einen zugleich ersichtlichen Maassstab gewähren. —

Schon weniger erkennbar tritt indess solches Verhalten an den in den Katakomben zahlreicher entdeckten geräthschaftlichen Gegenständen hervor, die jedoch sicher christlicher Abstammung sind. Dies aber hat unfehlbar darin seinen Grund, einmal dass diese Grüfte seit ältester Zeit gerade wohl mit ihrer Schätze wegen durchforscht und demnach schon früh ihrer Kostbarkeiten beraubt und diese so der Zerstörung ausgesetzt wurden, dann aber auch, dass diese vielfach verzweigten, nur schwer zugänglichen Räume von jenen Bekennern zunächst überhaupt nur zu festen Begräbnisstätten und erst nachdem man ihre Lehre verfolgte auch zu Versammlungsorten für die Ausübung ihres bedrängten Kultus verwendet waren. Alles, was sich daselbst vorgefunden hat, deutet hauptsächlich nur dieses Verhältniss an, doch wie gesagt ohne dass es im Ganzen und Einzelnen eine von der allgemein üblichen Form abweichende, „christliche“ Formenbehandlung verräth. Das Einzige worin sich dabei der christliche Sinn bereits in formeller Hinsicht zu äussern beginnt, besteht in einer Verwendung des Monogramms Christi (*Fig. 25*) zu einem rein figürlichen Ornament, indem man dasselbe theils plastisch, theils nur als Zeichnung an den mannigfachsten Geräthen anbrachte. In solcher Gestalt erscheint das Zeichen vorwiegend bei den in Menge gefundenen Lampen³ (*Fig. 31 a-f*) und Gläsern (*Fig.*

¹ Vergleiche unt. and. die auch darauf bezüglichen Stellen aus Tertullian und Clemens von Alexandrien bei A. Böttiger. *Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin*. Leipzig 1806. — ² S. indess F. Pieper. *Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst*. II. S. 186—194. — ³ Vgl. zu den gegebenen Figur. die Abbildungen bei L. Perret. *Catacombes etc.* Fol. IV. Pl. II, V, IX, XIII, XV, XVI, XIX.

31 g-h), indem gewöhnlich die Gläser,¹ die höchst wahrscheinlich den Christen zur Ausübung ihrer „Agapen“ gedient,² noch ausserdem einen Schmuck entweder durch flache (am häufigsten in ihren Boden platt eingeschmolzene) schwarz konturirte Figuren von Gold und Silber oder eine jenen oben erwähnten „durchbrochenen“

Fig. 31.



Gläsern ähnliche Ausstattung haben (vergl. Fig. 20 a-b). — Was hier noch sonst an Geräthen entdeckt worden ist, beschränkt sich nächst einigen unmittelbar aus dem Fels der Grabkammern gemeisselten einfachen Sesseln³ und vielen, auch frei gearbeiteten Steinsarkophagen,⁴ auf mehr oder minder einfache theils bronzene, theils gelb oder roth gebrannte irdene Gefässe;⁵ ferner auf mancherlei bronzenes Handwerksgeräth,⁶ darunter man

¹ Hauptwerk darüber: P. Buonarrotti. Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro, ornati di figure trovati ne' cimeteri di Roma. Firenze 1714; dazu F. Bellermann. Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten S. 54 ff. u. die Abbildungen bei L. Perret a. a. O. Vol. IV. Pl. XII, XVI, XVIII, XXI bis XXIV, XXX bis XXXIII. — ² Ueber die Agapen s. besonders H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. S. 31 ff. J. C. W. Augusti. Handbuch d. christl. Archäologie (Auszug) I. S. 43 ff. u. m. O. — ³ L. Perret. Catacombes. Vol. II. Pl. XIV ff. — ⁴ Bes. P. Aringhi. Roma subterranea, und daraus mehreres bei S. D'Agincourt. Sculptur. Taf. IV ff. — ⁵ L. Perret. Catacombes. Vol. IV. Pl. VI, X, XI. — ⁶ Derselbe a. a. O. Pl. XIV.

Einzelnes wie z. B. Gehänge mit kleinen Kugeln und vorzugsweise Stangen mit vogelkrallenartig gestaltetem Ende für eigene Marterinstrumente erklärte; endlich auf eine Anzahl von Schmuckartikeln; auf ziemlich roh gestaltetes Kinderspielzeug, in kleinen beweglichen Elfenbeinpuppen bestehend,¹ und andere, kaum mehr zu bestimmende Fragmente. — Doch dürfte zugleich von allen diesen Geräthen, ungeachtet ihres formalen Gepräges, der weit überwiegende Theil auch schon aus weit jüngerer, als der hier beredten Epoche, vermuthlich am frühesten aus dem Zeitraum vom Ende des vierten Jahrhunderts bis zum Verfall des weströmischen Reiches, der um 476 erfolgte, vielleicht zum Theil aus noch späterem Verlaufe herrühren. Festere Daten sind dafür nicht zu ermitteln; denn ob auch, wie dies vorbemerkt ward, seit der Verlegung der Residenz nach Byzanz, sich hier der Orientalismus durchaus erhob und sich nun von dorthin auch nach dem Westen erstreckte, dauerte gleichwohl in Hinsicht der Formenbehandlung jene allerdings schon asiatisirte spätrömische Tradition und zwar zunächst auf ihrem ursprünglichen Boden, in Italien, mindestens bis zum siebenten Jahrhundert fort.

¹ L. Perret. Catacombes. Vol. IV. Pl. VIII.